

(Nachdruck verboten.)

28)

Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Noch war Sylvester seinem Berufe innerlich nicht völlig entfremdet.

Aber wenn er jetzt an die Zukunft dachte, geschah es nicht mit freudiger Zuvorsicht; immer stärker mengte sich das Gefühl unabweisbarer Pflicht ein.

Da ereignete sich ein Vorfall, der nachhaltig auf ihn wirkte.

Einer seiner Lehrer hatte ein Buch herausgegeben, welches heftig angegriffen wurde.

Die ultramontane Presse erging sich in Schmähungen gegen ihn, der Professor antwortete in würdiger Weise, und das ganze Land nahm an dem Streite Anteil.

Viele ergriffen seine Partei und lobten seine Festigkeit.

Seine jungen Hörer traten leidenschaftlich für ihn ein. Sie hatten kein Urteil über die Sache; ihnen überwog das persönliche Moment.

Der Ruhm ihres Lehrers, sein männlicher Mut.

Da erging an den Gefeierten die Aufforderung, seine öffentlich bekundete und so ehrenhaft verteidigte Ueberzeugung aufzugeben und Widerruf zu leisten.

Er unterwarf sich.

Sein Gehorsam und der laute Beifall, den die früheren Gegner ihm spendeten, stießen Sylvester ab.

Er fühlte sich gedemütigt, unsicher in seinem Glauben an eine Autorität, welche diesen Schritt verlangte, in seiner Achtung vor einer Wissenschaft, welche ihn tat.

Wie konnte dieser Mann eine Meinung als falsch erkennen, welche er im eifrigen Streben errungen hatte? Und wenn er nicht überzeugt war von ihrer Falschheit, wie konnte er sich von ihr auf Befehl lossagen?

„Sie war nichts wert von allem Anfang,“ sagte Schratt, „es ist nicht schade darum. Um den Mann noch weniger. Töricht ist nur diese Begeisterung der Kirche über den Sieg. Sie hat wenig Ursache, sich darüber zu freuen, daß sie keine Kämpfer mehr heranzieht.“

In dieser Zeit des Wachstums, der Zweifel und des Vernens kam das Ereignis, welches ihm die Zukunft um so düsterer erscheinen ließ, je heller ihm die Gegenwart deuchte.

Sylvester Mang faßte eine herzliche Liebe zu dem hübschen Mädchen, dem er in der Heimat begegnet war. Das Glück schien freundlich in sein kleines Zimmer und verlockte ihn, die Blicke in weite Fernen zu richten. Auf einen holdseligen Garten, in welchem die schönsten Blumen blühten, die herrlichsten Früchte reifen für einen, den fremder Wille zur Einsamkeit verdammt hatte.

Und er wußte, daß er ohne Reue umkehren würde.

Jetzt baute er Lustschlösser, eines über das andere.

Und keines ähnelte denen, welche der Beronika Mang tagsüber vor Augen standen und nachts im Traume erschienen.

Keines sah aus wie ein Pfarrhof, mit dem gepflegten Garten nach vorne und den großen Stallungen nach rückwärts.

Es waren darinnen keine gewölbten Gänge mit Hausaltären, brennenden Ampeln und heiligen Bildern, keine Zimmer, von deren Fenstern aus man stündlich in frommer Beschaulichkeit zur Dorfkirche hinübersehen konnte.

Sylvesters Lustschlösser waren alle in einem Stile erbaut, lagen in engen Gassen, und aus den Toren strömte der liebliche Duft von frischegebranntem Kaffee.

Und wer sie betrachtete, der wurde traurig und wieder fröhlich im Gemüte. So traurig, daß er tagelang schweigend umherging, so fröhlich, daß er am Morgen singend die Treppe hinunterschritt und des Mittags singend heraufkam.

Und daß er an gewissen Tagen der Woche mit dem Geigenkasten unter dem Arme achlos an Sekretärswitwen vorbeistürmte, als hätten diese urplötzlich jede Bedeutung in der Welt verloren.

„Was hat nur grad' der Herr Mang?“ fragte Frau Kottenfuß.

„Gestern waren seine Augen verweint und heut' hat er wieder g'sungen. Sie sind doch sein Freund, Herr Schratt. Sagt er denn zu Ihnen auch nie?“

„Nein, Frau Sekretär, und ich fürchte, er wird mich auch fernerhin nicht ins Vertrauen ziehen. Er verbirgt sein Leiden.“

„Wissen Sie, was ihm fehlt?“

„Ich habe eine Vermutung, Frau Kottenfuß. Aber die ist lateinisch und stammt von einem gewissen Horatius.“

Dulce ridentem Lalagen amabo,
Dulce loquentem.

Und dann kam der Tag, an welchem Frau Sophie Spörner, als eine Freundin der Wirklichkeit, den Bau der Luftschlösser einstellte und den holdseligen Garten verschloß, so daß die Gedanken nicht länger darin spazieren gehen konnten.

Und es kam der Abend, an welchem Sylvester müde und abgespant im Zimmer seines Freundes saß.

Schratt klopfte ihm auf die Achsel.

„Sie wollen mit heute etwas erzählen, nicht wahr?“

„Ja.“

„Ich kann Ihnen entgegengehen. Sie heißt Traudchen und ist die Tochter des wackeren Michael Spörner.“

„Ich weiß, daß Sie ihn kennen.“

„Nicht bloß ihn; auch ein Mädel mit lustigen Augen, das sich in der letzten Zeit sehr für Musik interessierte.“

„Woher wußten Sie, daß...“

„Es war nicht schwer zu erraten. Sie wurden in der letzten Zeit so fangesfreudig und hatten ihre Gedanken immer anderswo, wenn Sie mir die seltsame Ehre schenkten.“

„Es kommt Ihnen recht lächerlich vor, Herr Schratt?“

„Ein wahres Gefühl ist nicht lächerlich.“

„Aber, daß ich vergessen habe, was ich bin?“

„Vorerst sind Sie Student, und Ihre Zukunft liegt noch frei vor Ihnen.“

„Ich kann nicht Geistlicher werden.“

„Stimmungen sollen da nicht mitreden, Sylvester.“

„Es ist nicht deswegen, wie Sie vielleicht meinen. Ich weiß schon lange, daß ich mich nicht zwingen kann.“

„Wollen Sie einen Rat von mir hören?“

„Ja, ich bit' Sie darum. Ich habe sonst niemand, den ich fragen kann.“

„Sie sollen nicht sofort, Hals über Kopf, Ihr Studium aufgeben. Bleiben Sie noch dieses Semester dabei! So einfach ist die Sache nicht. Sie werden Verschiedenes durchzusehen haben.“

„Danach frage ich nichts.“

„Nicht so schnell! Jedenfalls müssen Sie wissen, was Sie anfangen wollen. Ich halte Sie für so vernünftig, daß Sie sich keinen Illusionen hingeben, die auf eine junge Dame abzielen.“

„Nein, Herr Schratt. Ich weiß, daß alles aus ist.“

Der Alte lächelte.

„Das klingt entsagungsvoll. Aber aus oder nicht aus, Sylvester, auf keinen Fall darf das jetzt eine Rolle spielen. Sie werden nicht in die weite Welt hinausstürmen, um Ihr krankes Herz zu heilen und so weiter. Sie müssen die Zukunft nüchtern erwägen. Und darum ist fürs erste mein Rat, Sie bleiben noch bis Ostern der candidatus theologiae.“

„Mein Entschluß ist aber fest.“

„Ich glaube Ihnen das. Trotzdem, folgen Sie mir! Sie haben dann fast vier Monate zur Ueberlegung, und der Zeitverlust kommt bei Ihrer Jugend nicht in Betracht. Außerdem sprechen noch andere Gründe dafür. Rücksicht auf die Familie Spörner. Wenn Sie jetzt Knall und Fall weggehen, bringt jedermann ihren Entschluß in einen gewissen Zusammenhang mit Ihrem Verkehr in dem Hause.“

„Das sehe ich ein.“

„Gut! Da wären wir also in der Hauptsache einig. Alles andere können wir noch überlegen. Ob Sie ein anderes Studium ergreifen, oder was Sie sonst tun wollen.“

„Darüber weiß ich gar nichts.“

„Heute müssen Sie sich ja nicht entschließen; aber eines, wenn Sie keine bestimmte Neigung haben, nur kein Brot-

Fläche nicht selten, und das ist ein Hauptgrund, weshalb man fast überall, wo es auf ästhetische Wirkungen ankommt, doch der Oelfarbe den Vorzug gibt. Hauptvorteil des Wasserglasanstriches besteht aber darin, daß er weit billiger als Oelfarbe ist, daß er nicht nachdunkelt wie Oel- oder Firnisfarbanstrich, daß er das Holzwerk gegen Schwamm und Fäulnis wie gegen den Angriff des Feuers schützt. Aber ein großer Unterschied besteht darin, daß man in der Auswahl der Farben doch sehr beschränkt ist, daß diese Erd- und Metallfarben in der Mischung mit Wasserglas ihre Nuancen verändern oder sofort unlösliche Verbindungen mit der Kieselsäure in der Masse eingehen. Im übrigen wissen wir bereits, daß die atmosphärische Luft die äußere Schicht zerlegt, so daß dieselbe abblättert. Auch wird sie nicht nur durch die atmosphärische Luft, sondern auch durch schwache Säuren angegriffen. Noch eine andere Schwierigkeit besteht darin, daß die Farbe schon kurz nach der Arbeit zu erstarren beginnt, weil sofort die zerfallende Wirkung des Wasserglases auf den Farbstoff eintritt. Dennoch sind die Wasserglasfarben für mannigfache Zwecke sehr beliebt. Auch lassen sich mit solchen farbigen Metalloxyden, die das Wasserglas nicht zerlegen, sowie aus Farben, die mit der Kieselsäure des Wasserglases eine im Wasser unlösliche Verbindung eingehen, mannigfache Ritzte erzeugen, die unter anderem auch als Steinritz Verwendung finden.

Die umfassende Verwendung des Wasserglases in der Kunststein-Industrie beruht auf der Bildung gallertartiger Kieselsäure in den Poren der Kunststeinmasse. Wenn man nämlich eine hinreichend poröse Masse so lange mit einer Wasserglaslösung bestricht, als diese von den Poren aufgesaugt ist, so bildet sich nach längerem Lagern des Steines an der Luft gallertartige Kieselsäure, an der Oberfläche aber wittert kohlensaures Natron aus. Dieses kann übrigens durch Behandlung des Steines mit Wasser beseitigt werden.

Dieses Verfahren beruht darauf, daß das Wasserglas bei gewöhnlicher Temperatur durch die Kohlenensäure der Luft zerlegt wird, so daß die Kieselsäure ausgescheidet. Durch unmittelbaren Zusatz einer Säure, z. B. Essig-, Salzsäure oder dergleichen, erstarrt die Wasserglaslösung sofort zu einer gallertartigen Masse.

Man kann nach Lehner auch in der Weise vorgehen, daß man den trockenen Stein mit einer Lösung von Chloralium trinkt und dann unter Anwendung von künstlicher Wärme scharf austrocknet. Wenn man ihn dann mit einer Lösung von Wasserglas trinkt, so findet in den Poren der Steine die Umkehrung zwischen Chloralium und kiesel-saurem Natron statt; es wird kiesel-saurer Natrium als unlöslicher Körper ausgeschieden und es wittert das lösliche Chloralium aus, oder dieses wird durch Waschen des Steines mit Wasser beseitigt.

Kleines feuilleton.

Der Nahrungsbedarf des Ackerbodens. Für die Bestimmung der Menge und Art künstlicher Düngstoffe, deren eine bestimmte Bodenart bedarf, sind zahlreiche Methoden in Vorschlag gebracht worden. Es hat sich herausgestellt, daß die chemische Analyse in manchen Fällen kein ausreichender Behelf ist. Eine der nächstliegenden Methoden ist die Behandlung des Problems durch den Versuch. Bestimmte Bodenflächen werden mit den verschiedenen Düngstoffen behandelt, während ein entsprechendes Stück Land zur Kontrolle in ungedüngtem Zustande belassen wird. Was die Ausführung derartiger Bestimmungen am meisten erschwert, ist der Umstand, daß ebenso die klimatischen Verhältnisse wie Pflanzenkrankheiten und Insektenfraß die Ergebnisse sehr beeinträchtigen, so daß es oft jahrelanger Versuche bedarf, ehe man zu bestimmten Schlüssen gelangen vermag. Das „Bureau of Soils“ des amerikanischen Landwirtschaftsdepartements hat nun, wie die Wochenchrift „Science“ mitteilt, aus New York im Jahre 1904 ein Verfahren als brauchbar angenommen, das als Drahtkorbforschen bezeichnet wird. Es besteht darin, daß Proben der mit den verschiedenen Düngemitteln behandelten Bodenflächen, die mit geschmolzenem Paraffin abgedichtet sind, mit Weizen bepflanzt werden. Das Gewicht der frischen Pflanzen gibt dann einen Maßstab für den „Hunger“ der betreffenden Bodensorte nach gewissen Düngemitteln. Der Vorteil dieses Verfahrens besteht in erster Linie in der Mäßigkeit der Durchführbarkeit, da seine Ergebnisse sich nach zwei bis drei Wochen übersehen lassen. Solche Versuche sind in letzter Zeit von Dillingham auf den Versuchsfeldern des Woburn-Instituts in den Vereinigten Staaten durchgeführt worden. Die Drahtkörbchen, die zur Verwendung kamen, waren 6 Zentimeter im Geviert und nahmen etwa ein halbes Kilogramm der zu prüfenden Bodensorten auf. Sie wurden nach der Füllung mit der Erde durch Eintauchen in geschmolzenes Paraffin rasch mit der nötigen Schutzschicht umkleidet.

Völkertunde.

Die Höhlenbewohner in der Sahara behandelt J. de Zeltner in den „Bull. d. I. Soc. d'Anthropologie de Paris“ in einer längeren Abhandlung, nach welcher der „Globe“ den folgenden Auszug bringt: Schon früher hatte M. Arnaud solche im

alten Mauretania, in Fogant und im Hobb nachgewiesen, primitive Nomaden, wie er sagte. Nach Berichten, die er von verschiedenen gut unterrichteten Mauren erhielt, macht uns jetzt de Zeltner mit den Höhlenbewohnern im Norden von Tschit bekannt, die im Gebirge Abd Bede wohnen und Kouaiffat heißen. Ihr Häuptling, der absolute Gewalt besitzt, heißt Lobaß, was vielleicht nur die Würde bezeichnet. Als besonderes Vorrecht hat er den Anspruch auf das Raub aller getötenen Jagdtiere. Die Kouaiffat sind große Jäger, die in der trockenen Jahreszeit mit großen Meuten wilder Hunde jagen, sogar den Löwen. Das Fleisch der Jagdtiere wird gedörrt und dient in den Regenzeit, wenn die Kouaiffat sich in ihre Höhlen zurückziehen, als Nahrung. Feuerwaffen besitzen sie nicht, nur Messer und Beile, auch bedienen sie sich der Wurflsteine. Da sie als „unrein“ bei den Mauren gelten, heiraten sie nicht unter diesen, und nur wenige der letzteren verstehen ihre Sprache. Mohammedaner sind sie nicht. Beschäftigen sich diese auf Erkundigungen beruhenden Angaben de Zeltners, so wären weitere Nachforschungen über dieses höhlenbewohnende Jägervolk sehr erwünscht, schon allein, um ihre Sprache kennen zu lernen.

Verkehrswesen.

Elektrisch betriebene Vollbahnen. Während die preussische Regierung wegen des elektrischen Betriebes auf der Stadtbahn und anderen Vollbahnstrecken „Erwägungen“ anstellt, sind andere Länder, wie z. B. Italien, bereits viel weiter. Allerdings liegt die Frage der Elektrifizierung von Vollbahnen für Italien infolge günstiger, als in Italien einerseits eine große Menge günstig gelegener Wasserkraften vorhanden ist, andererseits aber die Kohlen vom Ausland bezogen werden müssen. Auch technische Einzelheiten, wie z. B. die vorhandenen starken Steigungen und die zahlreichen langen Tunneln, liehen den elektrischen Betrieb für die italienischen Vollbahnen besonders wünschenswert erscheinen. Der Anfang wurde mit dem elektrischen Betrieb auf der 106 Kilometer langen Valtellinabahn und auf der 78 Kilometer langen Strecke Mailand—Varese—Porto Ceresio gemacht. Heute sind bereits 800 Kilometer weiterer Strecke zum Teil im Bau, zum Teil für die Elektrifizierung in Aussicht genommen, so daß der elektrische Betrieb auf diesen Linien, unter denen sich auch bedeutende Hauptlinien befinden, bis zum Jahre 1911 spätestens eingeführt sein soll. Durch die Elektrifizierung soll auch, was für einzelne Linien dringend notwendig ist, die Leistungsfähigkeit der Bahnen bedeutend gesteigert werden. Dies ist z. B. für die sogenannte Giubilinie, welche von Genua über den Apennin in die Poebene führt und dementsprechend bedeutende Höhenunterschiede überwinden muß, der Fall. Für diese Linie, die einen besonders starken Güterverkehr aufweist, ist vorläufig eine Zugfolge von nur 15 Minuten in Aussicht genommen, die später sogar auf 10 Minuten verringert werden kann. Da die einzelnen Züge, deren jeder von zwei elektrischen Lokomotiven gezogen wird, aus 21 Doppelwagen bestehen sollen, können bei einer Betriebsdauer von 20 Stunden täglich circa 1200 Wagen in jeder Richtung befördert werden. Für die Stromlieferung für diese Bahn sind, da die Elektrifizierung zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit unbedingt schnell durchgeführt werden mußte, nicht einmal Wasserkraften ausgenutzt. Es wird vielmehr eine große Zentrale im Hafen von Genua gebaut, in der die Stromerzeuger durch Dampfturbinen angetrieben werden. Zum Antrieb der Lokomotiven von normal 1600 Pferdestärken Leistung dienen Drehstrommotoren, denen — ähnlich wie bei der Hamburger Vorortbahn — direkt hochgespannter Strom zugeführt wird. Die Apparate sind jedoch, wie Giovannoni in der „E.-T. Ztg.“ berichtet, so angeordnet, daß der Lokomotivführer keine Hochspannung führende Teile zu bedienen hat, wodurch große Betriebssicherheit erzielt werden soll. Die konstante Fahrgeschwindigkeit der Lokomotiven soll mit Rücksicht auf den Charakter der Bahn als Güterbahn nicht mehr als 45 Kilometer in der Stunde betragen.

Auf den preussischen Bahnen sind für verschiedene Nebenlinien elektrisch betriebene Akkumulatortriebelemente eingeführt, die besonders für den sogenannten Nahverkehr oder auch als Ersatz für Dampfzüge in verkehrsarmen Gegenden sowie als Zubringer für Stationen, an denen die Haupt Schnellzüge halten, dienen sollen. Diese Triebwagen sind sogenannte Doppelwagen und bestehen aus zwei kurzgeklüppelten zweiachsigen Einzelwagen. Jeder dieser Einzelwagen enthält in einem Vorbau eine Akkumulatorenbatterie, die gegenüber den anderen Räumen des Wagens vollkommen abgeschlossen ist, so daß keine Belästigung durch Säure-dämpfe zu befürchten ist. Diese Batterie liefert den Strom für die zur Fortbewegung des Wagens dienenden Motoren und ist so groß, daß der Wagen 100 Kilometer zurücklegen kann, bevor ein Aufladen der Batterie erforderlich wird. Die Wagen, die 100 Sitz- und Stehplätze enthalten, führen nur 8. und 4. Klasse und sollen mit einer Höchstgeschwindigkeit von 50 Kilometer in der Stunde laufen. Der Vorteil dieser Wagen ist der, daß sie überall, wo eine Gleichstromzentrale zum Wiederaufladen der Batterie in der Nähe zur Verfügung steht, ohne daß besondere Zuleitungen usw. erforderlich wären, verwendet werden können. Ihr Nachteil besteht darin, daß die Betriebskosten besonders mit Rücksicht auf die Abnutzung der Batterien und das große Betriebsgewicht ziemlich hoch sein werden, so daß diese Wagen doch nur als Ubergangsstadium zu einem richtigen elektrischen Betrieb betrachtet werden dürfen.

Sch.